

Studienbrief

für den berufsbegleitenden Zertifikatskurs
„Leitungsmanagement in Kindertagesstätten“
Thema: Vernetzung und Kooperation

der Justus-Liebig-Universität Gießen

Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften, Institut für Schulpädagogik und Didaktik der Sozialwissenschaften

September 2014

Dieses Angebot wurde entwickelt im Rahmen des Projekts



Dieses Vorhaben wird aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und aus dem Europäischen Sozialfonds der Europäischen Union mit dem Förderkennzeichen: 16OH11008 gefördert.

Der Europäische Sozialfonds ist das zentrale arbeitsmarktpolitische Förderinstrument der Europäischen Union. Er leistet einen Beitrag zur Entwicklung der Beschäftigung durch Förderung der Beschäftigungsfähigkeit, des Unternehmergeistes, der Anpassungsfähigkeit sowie der Chancengleichheit und der Investition in die Humanressourcen.



Beratung und Kontakt

Ansprechpartner

Prof. Dr. Norbert Neuß

Tel.: 0641 99-24121

Fax: 0641 99-24129

E-Mail: Sekretariat-Neuss@erziehung.uni-giessen.de

Postanschrift

Justus-Liebig-Universität Gießen

Institut für Schulpädagogik und Didaktik der Sozialwissenschaften

Karl-Glöckner-Straße 21 B217

35394 Gießen

Der Autor

Jens Gabler wurde 1973 in Aachen geboren und hat zunächst in Göttingen Ethnologie und Forstwissenschaften studiert, dem 2005/2006 eine Ausbildung zum Koordinator im internationalen Projekt- und Ressourcenmanagement folgte.



Im Anschluss daran studierte er an der Justus-Liebig-Universität zunächst „Bildung und Förderung in der Kindheit“ danach seit 2011 „Elementar- und Integrationspädagogik“. Daneben konnte er im Kontext von Praktika und Festanstellungen an verschiedenen Kindertagesstätten und sozialen Einrichtungen eine Vielfalt an Praxiserfahrungen sammeln. Zu den Einrichtungen, an denen er beschäftigt war, gehören das Institut für allgemeine und angewandte Ökologie e.V., der Internationale Schulbauernhofes Hardeggen gGmbH, der DRK-Kindergarten Bovenden und der Integrativen Reitverein „Pferde helfen heilen Lollar 2005 e.V.“. Seit 2010 arbeitet er als pädagogische Fachkraft im Waldkindergarten in Lich und ist seit 2013 Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Professor Neuß.

Inhalt

1. Modulübersicht, Modulblatt, hervorgehobene Lernziele.....	4
2. Inhaltliche Einführung	5
3. Themenspektrum der Lerneinheit	6
4. Methoden und Aufgaben (Auswahl)	19
5. Projektideen	22
6. Quellenverzeichnis & Literaturhinweise	23

1. Modulübersicht, Modulblatt, hervorgehobene Lernziele

Modul : Vernetzung und Kooperation		3 CP
Modulbezeichnung		
		Vernetzung und Kooperation
Modulcode		
		M 4
FB / Fach / Institut		
		FB 03 / Institut für Schulpädagogik / Abteilung für Pädagogik der Kindheit
Modulverantwortliche/r		
		Prof. Dr. N. Neuß
Kompetenzziele	Die Kursteilnehmer/-innen....	
	<ul style="list-style-type: none"> • kennen Voraussetzungen und Verfahren der Kooperations- und Netzwerkarbeit • können Methoden des Netzwerkmanagement beurteilen • werden befähigt den Aufbau von Kooperationen und Netzwerken zu planen und zu gestalten • wissen Bescheid über den Aufbau, die Arbeit und Zielsetzung von Familienzentren • können den Übergang von der Kita zum Familienzentrum unterstützen • verfügen über Kenntnisse im Umgang mit heterogenen Gruppen • kennen Strategien und Voraussetzungen inklusiver Pädagogik 	
Modulinhalte	<ul style="list-style-type: none"> • Kooperation und Netzwerkbildung als Leitungsaufgaben • Formen, Inhalte und Ziele der Kooperation im Elementarbereich • Modelle und Strategien des Netzwerkmanagement • Aufbau, Handlungsfelder und Ziele von Familienzentren • Kooperation und Vernetzung als Teilaufgaben von Familienzentren • Entwicklung von der Kita zum Familienzentrum • Netzwerkkoordination als Leitungsaufgabe • Heterogenität in der frühen Kindheit • Elementarpädagogische Arbeit mit heterogenen Gruppen • Verhältnis von Inklusion und Elementarpädagogik • Kennzeichen und Bedingungen gelingender Inklusion 	
	Workload insgesamt	
Modulprüfung	Prüfungsform(en) (Umfang)	Schriftliche Bearbeitung der Aufgaben
	Bildung der Modulnote	
	Form der Ausgleichsprüfung	
	Form der Wiederholungsprüfung	
	Kurssprache	Deutsch
Hinweise		Modulberatung und vorausgesetzte Literatur: wird im Kurs bekannt gegeben

2. Inhaltliche Einführung

Das Teilmodul Kooperation und Vernetzung wendet sich, wie sein Name erahnen lässt, den Bedingungen, Methoden und Zielen gelingender Kooperations- und Netzwerkarbeit zu, eine Tätigkeit, die nicht selten in den Handlungsbereich von Leitungskräften fällt.

Kooperation mit unterschiedlichen Institutionen und Personen ist in manchen Fällen gesetzlich vorgeschrieben, in anderen notwendig und in vielen weiteren sinnvoll um bestimmte Ziele zu erreichen. Unabhängig von der Kooperationsform eröffnet die Zusammenarbeit mit verschiedenen Partnern vielfältige Möglichkeiten und Vorzüge, da sich die verfügbaren materiellen und personellen Ressourcen erweitern und die Arbeitsbelastung bzw. die Kosten auf mehrere Schultern verteilt werden. Kooperation im Elementarbereich ist durch eine ausgeprägte Sozialraum- und Gemeinwesenorientierung charakterisiert. Die Einrichtungen vernetzen sich mit weiteren Akteuren des jeweiligen Sozialraums um einerseits die Erfahrungs- und Lernmöglichkeiten der Kinder auszuweiten und andererseits um an der Gestaltung und Aufwertung der sozialen Strukturen des betreffenden Wohnviertels mitzuwirken. Letzteres erfordert, auf Grundlage der in einer Sozialfeldanalyse erhobenen Bedürfnisse, Wünsche, Interessen und Potentiale der BewohnerInnen des Sozialraums, die Entwicklung und Realisation bedarfsgerechter und in der Regel niedrigschwelliger Angebote. Dabei kommen eine Vielzahl von Kooperationspartnern wie etwa Wohlfahrtsverbände, das Jugendamt, Schulen, Vereine, Verwaltungen, Firmen oder Museen in Frage. Um nachhaltige Kooperationsbeziehungen und Netzwerke zu etablieren, bedarf es nicht nur eines hohen Maßes an Engagement, Vertrauen, Unterstützung und fachlicher Kompetenz sondern auch einer angemessenen Steuerung, oftmals koordiniert von einer zentralen Stelle. Gerade die Steuerung von Netzwerken kann sehr herausfordernd sein, denn es müssen unter Umständen sowohl heterogene Positionen, Werte und Strategien abgeglichen und im Konsens zusammengeführt, als auch administrative und Managementaufgaben übernommen werden.

Kooperation und Vernetzung spielen gerade für die Arbeit von Familienzentren eine entscheidende Rolle. Familienzentren, deren Anzahl in den letzten Jahren beständig zunimmt, versuchen die pädagogische Arbeit mit Kindern mit der professionellen Unterstützung von Eltern zu vereinen und dabei gleichzeitig wichtige Entwicklungsimpulse für das Gemeinwesen zu geben. Hierzu realisieren sie bedarfsorientierte Angebote für deren Entwicklung und Umsetzung die Kooperation mit verschiedenen Akteuren des Sozialraums notwendig ist. Familienzentren verfolgen einen inklusiven Ansatz, der **allen** Kindern und Eltern Zugänge zu Bildung, Erziehung und Betreuung sowie den ergänzenden sozialen Hilfsangeboten erschließen möchte. Heterogenität hinsichtlich des ethnischen, kulturellen oder religiösen Hintergrundes, der sozialen Lage, des Geschlechts, der Sprache, der kognitiven, sozial-emotionalen oder physischen Fähigkeiten und des Entwicklungsverlaufes sollen nicht zur Benachtei-

ligung der betreffenden Personen führen. Um Inklusion in elementarpädagogischen Einrichtungen gelingen zu lassen, sind neben der Kooperation und Vernetzung im Sozialraum eine intensive Elternarbeit sowie die Initiierung fachlicher Kompetenzen und einer „inkluisiven“ Haltung bei den pädagogischen MitarbeiterInnen der Einrichtung geboten.

3. Themenspektrum der Lerneinheit

Kooperation und Vernetzung

Unter Kooperation kann nach Kardorff eine *„problembezogene, zeitlich und sachlich abgegrenzte Form der gleichberechtigten arbeitsteilig organisierten Zusammenarbeit zu festgelegten Bedingungen an einem von allen Beteiligten in einem Aushandlungsprozess abgestimmten Ziel mit definierten Zielkriterien [verstanden werden]. [Sie umfasst] das organisierte Zusammenwirken verschiedener aufeinander abgestimmter Angebote in einer Versorgungsregion innerhalb eines Versorgungssystems, idealerweise vor dem Hintergrund eines gemeinsamen konzeptionellen Grundverständnisses.“*¹

Diese Definition verdeutlicht wie komplex und herausfordernd Kooperation ist und dass sie, um zu gelingen, an verschiedene personale, institutionelle und prozessuale Bedingungen geknüpft ist. So ist es etwa erforderlich, dass die beteiligten Personen bereit und fähig sind zu kooperieren, Ressourcen, Erwartungen und Ziele aufeinander abgestimmt, Aufgaben und Zuständigkeiten aufgeteilt und sowohl der Kooperationsprozess als auch das anvisierte Ziel institutionell verankert werden².

Angebote, die im Zuge der Kooperation und Vernetzung unterschiedlicher Institutionen der sozialen Arbeit entwickelt werden, sollen:

- vielfältige Themen abdecken
- von hoher Qualität sein
- dem Bedarf gerecht werden
- eher präventiv als reaktiv wirksam werden
- effektiv und effizient sein

Kennzeichnend für die Kooperations- und Vernetzungsmaßnahmen elementarpädagogischer Einrichtungen ist ihre Sozialraum- und Gemeinwesenorientierung³. *„Ausgangspunkt einer Sozialraumorien-*

¹ Vgl. Kardorff (1998) nach Böllert, K. 2008:60

² Vgl. Böllert, K. 2008:60

³ Unter Sozialraum versteht Keller einen Ort, *„wo sich Lebenswelten einzelner Personen gehäuft begegnen. Soziologisch zu erfassen ist der Sozialraum also als örtliche Ballung von Überschneidungen der subjektiv gewählten Ausschnitte aus der individuellen Lebenswirklichkeit. An diesen Treffpunkten entstehen soziale Austauschbeziehungen.“* (Keller, 1998, in Diller & Schelle, 2009:20)

tierung sind zunächst nicht die einzelnen Individuen, sondern die räumliche Struktur, die Infrastruktur, die infrastrukturellen Ausstattungen. Orientiert man sich am Sozialraum, so sehe ich die Menschen nicht als einzelne Individuen, sondern vor allem in ihrem geografischen Bezug, also innerhalb der Rahmenbedingungen und Voraussetzungen, die sie in ihrem Sozialraum vorfinden.“⁴ Dabei öffnen sich die Einrichtungen ihrem sozialen Nahraum von dem gleichzeitig Impulse in Richtung der Kindergärten und Kita's ausgehen. Auf diese Weise erweitern und diversifizieren sich die Erfahrungs- und Lernmöglichkeiten der Kinder und der Sozialraum wird in Kooperation mit verschiedenen weiteren Institutionen gestaltbar. Dem Anliegen die örtliche Lebensqualität zu erhöhen, versucht die Gemeinwesenorientierung sozialräumlicher Vernetzungs- und Kooperationsarbeit zu entsprechen. Durch die Vernetzung von lokalen Institutionen wie Schulen, Ämtern, pädagogische Einrichtungen, Vereinen etc. soll eine nachhaltige Aufwertung und Verbesserung der sozialen Strukturen angestoßen werden. Eine wichtige Grundlage der kooperativen Entwicklung und Umsetzung von gemeinwesenorientierten Projekten ist die Erhebung der Bedürfnisse und Wünsche, die die BewohnerInnen des Sozialraums haben. Hierzu bietet sich eine Sozialfeldanalyse an, die unter anderem die Wohn- & Beschäftigungssituation, Infrastruktur und die konfessionellen Zugehörigkeiten in dem betreffenden Gebiet erfasst.

Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass sozialräumliche Vernetzung und Kooperation auch der unzureichenden Leistungsfähigkeit oder Unterfinanzierung aktueller Angebote und der Kürzung von Mitteln geschuldet ist. Vor diesem Hintergrund kommt es darauf an effiziente Synergieeffekte durch die Bündelung materieller und personaler Ressourcen zu erzielen⁵.

Für elementarpädagogische Einrichtungen bieten sich vielfältige Kooperationspartner und -formen an, die vor dem Hintergrund der konkreten örtlichen Situation sowie den Bedürfnissen und Möglichkeiten der Einrichtungen auszuwählen sind. Kooperationspartner können sein:

- (spezialisierte) Institutionen mit verwandten fachlichen Handlungsbereichen, wie z.B. Wohlfahrtsverbände und das Jugendamt
- Einrichtungen die ebenfalls mit Kindern bzw. Jugendlichen arbeiten, wie etwa Schulen, Kirchen, oder Vereine
- Institutionen bzw. Gremien, die mit ihrem Handeln und ihren Entscheidungen die Lebenswelt von Kindern beeinflussen, wie z.B. kommunale Ausschüsse, Verwaltungen und Arbeitgeber
- Initiativen und Personen, die in der Gemeinwesenarbeit aktiv sind, wie etwa Museen, Umweltverbände oder Bibliotheken

Es lassen sich verschiedene Kooperationsformen unterscheiden. So kann Kooperation informell, spontan und nur bezogen auf ein singuläres Ereignis erfolgen; sie kann aber auch institutionalisiert

⁴ Merchel, 2001 in Diller & Schelle, 2009:20f

⁵ Vgl. Pesch, W. 2007:118

werden, indem sich die Kooperationspartner über eine gemeinsame kontinuierliche Zusammenarbeit mit vereinbarten Inhalten und geteilten Zielen verständigen. Eine weit verbreitete Kooperation besteht hier für elementarpädagogische Institutionen mit dem Jugendhilfeausschuss und der Jugendhilfeplanung⁶. Einige Kooperationen ergeben sich gleichsam von selbst, wie etwa die Zusammenarbeit von Elternvereinen und kommunalen Behörden oder sind rechtlich vorgeschrieben, wie z.B. die von frühpädagogischen Einrichtungen mit Schulärzten. Jenseits dieser mehr oder weniger vorgegebenen Kooperationen, kann es aus folgenden Gründen sinnvoll sein, dass Akteure des (elementar)pädagogischen Bereichs sich untereinander und mit weiteren Institutionen vernetzen⁷:

- Erarbeitung eines geteilten pädagogischen Verständnisses bzw. Austausch und Annäherung verschiedener Perspektiven.
- Optimierung der Kommunikationswege zwischen den Kooperationspartnern.
- Entwicklung von Angeboten entsprechend der oben genannten Kriterien mit dem Ziel die Lebensbedingungen von Familien und Kindern zu verbessern.
- Zügiges, abgestimmtes und flexibles Vorgehen im Umgang mit Gefährdungen von Kindern bzw. Familien.

Ein Netzwerk aufzubauen und längerfristig lebendig und produktiv zu gestalten, verlangt von allen Beteiligten ein hohes Maß an Engagement, Vertrauen, Kooperationsbereitschaft, Unterstützung und fachlicher Kompetenz. Erfolgreiche Netzwerkarbeit bedarf zudem einer angemessenen Steuerung, die oftmals von einer zentralen Stelle koordiniert wird. In Anlehnung an Fialka lassen sich folgende Aufgaben der Steuerung von Netzwerken anführen⁸:

- Etablierung einer Netzwerkstruktur
- Kooperations- und Vernetzungsprozess begleiten und unterstützen
 - Informationsräume und –kanäle schaffen
 - Wissensaustausch ermöglichen
 - Ressourcen des Netzwerks ermitteln
 - Gemeinsame Ziele und Strategien entwickeln
 - Projektplanung und –umsetzung koordinieren (Synergien herstellen in Planung und Ressourceneinsatz)
- Netzwerk an „Entscheidungssystem“ (Politik, Verwaltung etc.) anbinden
- Öffentlichkeitsarbeit

In Netzwerken können Menschen mit unterschiedlichem soziokulturellem, beruflichem oder sprachlichem Hintergrund aufeinandertreffen, die abweichende Positionen, Werte und Strategien vertre-

⁶ Vgl. Pesch, W. 2007:118ff

⁷ Vgl. Fialka, 2011:226

⁸ Vgl. Fialka, 2011:229

ten. Darüber hinaus sind manche Organisationen oder Personen machtvoller, durchsetzungsstärker und präsenter als andere. Aus dieser Diversität und Heterogenität ergibt sich die Notwendigkeit förderliche und hemmende Faktoren der Netzwerkarbeit zu ermitteln, eine Balance der Kräfte herzustellen und sich auf eine gemeinsame Verfahrensweise zu verständigen.

Familienzentren

Kooperation und Vernetzung sind integrale Bestandteile der Arbeit von Familienzentren, die im Folgenden kurz dargestellt werden. Familienzentren, oft auch als Kinder- und Familienzentren, Elternkompetenzzentren, Häuser für Kinder und Eltern oder Eltern-Kind-Zentren bezeichnet, gewinnen als familienunterstützende Einrichtung zunehmend an Bedeutung. Als Orientierungspunkt und Vorläufer dieser Einrichtungen gilt der Early Excellence-Ansatz mit seinen Early Excellence Centres, der sich in den 1980er Jahren in England etablierte. Der Ansatz bemüht sich die pädagogische Arbeit mit Kindern mit der professionellen Unterstützung von Eltern zu vereinen, wobei ihn unter anderem die folgenden Merkmale auszeichnen:

- Kinder und Familien werden individuell gefördert (wichtig: Ressourcenorientierung und Beobachtung & Dokumentation)
- Hoher Stellenwert der Elternarbeit (Eltern gelten als Experten ihrer Kinder)
- Sozialraumorientierung und Vernetzung mit lokalen Institutionen
- Wandel der Kita zum Familienzentrum (Entwicklung bedarfsorientierter Angebote zur Förderung und Unterstützung von Familien)

Damit veränderten sich das Selbstverständnis und die Arbeitsweise sowohl der frühpädagogischen Institutionen als auch der dort tätigen Fachkräfte. Die Einrichtungen wurden nicht nur Lernraum und Bildungsstätte für Kinder, sondern auch zum präventiv ausgerichteten Dienstleistungs- und Kommunikationsraum für Familien mit ihren Fragen und Bedürfnissen. Gleichzeitig erweiterte und professionalisierte sich die Arbeit der Fachkräfte, indem etwa Beobachtung und Dokumentation, individualisierte Förderung und die Arbeit mit Eltern einen neuen Stellenwert erhielt.⁹

Die Entstehung der Familienzentren in Deutschland korrespondiert zudem mit veränderten Anforderungen an bzw. Lebensbedingungen von Kindern und Familien sowie einem gewandelten Verständnis von Familie. Als Beispiele seien in diesem Zusammenhang die nachstehend formulierten Aspekte erwähnt:

- Vielfalt familialer Lebenslagen (Pluralisierung der Familienformen und Wertvorstellungen)
- Zunahme alleinerziehender Eltern

⁹ Vgl. Daniela Kobelt Neuhaus, 2011

- Berufstätigkeit von Frauen und Alleinerziehenden
- Sozioökonomische Diversifizierung (Wachsende Unterschiede im Einkommen, Arbeitslosigkeit, Armut)
- Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen und berufliche Mobilität
- Veränderungen der Erziehungsanforderungen (Rolle der Eltern, Erziehungsziele, Bild vom Kind, Bedeutung von Bildung, Aufbau von Resilienz etc.)

Kinder angemessen zu erziehen, das Leben in der Familie befriedigend zu gestalten und gleichzeitig den Ansprüchen des beruflichen Alltags gerecht zu werden, stellt für eine wachsende Zahl an Familien eine große Herausforderung dar, für deren Bewältigung Unterstützung erforderlich ist.

Hier sollen Familienzentren ansetzen indem sie die veränderten Bedürfnisse von Familien erfassen, eine an den örtlichen Bedingungen und Voraussetzungen orientierte Angebotsstruktur bereit stellen und dabei Familien Zugänge zu unterstützenden Leistungen aber auch soziokulturellen Räumen eröffnen, die ihnen bislang verwehrt blieben. Auf Grund der Diversität familiärer Kontexte existiert eine ebenso umfassende Vielfalt an Bedürfnissen von Familien bzw. Eltern. Diese reichen von dem Wunsch Familie und Beruf zu vereinen, in Erziehungsfragen beraten zu werden, Kontakt zu anderen Menschen zu finden bis hin zu dem Anliegen bei der Bewältigung privater oder sozioökonomischer Probleme unterstützt zu werden¹⁰.

Die Orientierung an den jeweiligen lokalen Erfordernissen und Lebenslagen der Eltern macht nicht nur jedes Familienzentrum zu einer unverwechselbaren, speziell zugeschnittenen Einrichtung, sondern erfordert die Kooperation verschiedenster Institutionen. Eltern und Familien soll ein niederschwelliges, abgestimmtes und bedarfsgerechtes Angebot aus „einer Hand“ verfügbar sein.

„Dahinter steht die Idee, die Inanspruchnahme zu erleichtern und Zugangshürden zu verringern. So können an der Schnittstelle von Kindertageseinrichtung, Familienbildung und Familienhilfe bedarfsgerechte Angebote entstehen. Mit dem Anschluss an zusätzliche regionale Angebote und eingebettet in lokale Strukturen kann ein breitgefächertes Unterstützungssystem aufgebaut werden, das Familien fördert und Impulse im Gemeinwesen setzt.“ (Diller & Schelle, 2009:13)

Um bedarfsgerechte Angebote konzipieren zu können, ist es erforderlich eine Analyse des Sozialraums durchzuführen, die relevante Daten hinsichtlich Infrastruktur, Demografie, Beschäftigungs- und Erwerbsstruktur, Familienformen und potentieller Kooperationspartner erhebt.

Im Unterschied zu „regulären“ Kindertageseinrichtungen zeichnen sich Familienzentren nicht nur durch eine breitere Palette von Angeboten aus, sondern unter anderem auch durch die Weiterentwicklung der fachlichen Qualitäten von Kitas¹¹. Im Mittelpunkt steht hierbei die Neuformulierung des

¹⁰ Vgl. Diller & Schelle, 2009:18

¹¹ Vgl. Diller & Schelle, 2009:15ff

Beziehungsgefüges von Kind, Eltern und Einrichtung unter Berücksichtigung veränderter familiärer Lebensbedingungen. Als bezeichnende Merkmale von Familienzentren gelten folgende Aspekte¹²:

- In der pädagogischen Arbeit wird weniger die Gruppenorientierung als vielmehr individualisierte Förderung betont
- Berücksichtigung der vielfältigen Lebenslagen von Familien und der entsprechenden Bedürfnisse im Umgang mit Eltern (Eltern sind nicht allein Erziehende, sondern je nach individueller Situation auch Berufstätige, Arbeitssuchende, Marginalisierte, Gestalter des Sozialraums etc.)
- Berücksichtigung der verfügbaren Potentiale von Kindern und ihren Familien
- Breites Angebot an familienunterstützenden Leistungen entsprechend der lokalen Bedürfnisse und Lebenslagen (z.B. Familienberatung, Sprachkurse, Arbeitsvermittlung)
- Bündelung unterschiedlicher Angebotssegmente (Bildung, Erziehung und Betreuung von Kindern wird ergänzt um Familienbildung und Familienhilfe)
- Beteiligungsorientierung: Eltern und Kinder erhalten Möglichkeiten der Mitbestimmung bei der Erarbeitung und Ausgestaltung der Angebote sowie bei der Verwendung verfügbarer Ressourcen
- Kooperation und Vernetzung im Sozialraum mit vielfältigen Akteuren
- Öffnung der Einrichtung auch für „nicht angemeldete“ Eltern und Kinder mit dem Ziel soziale Integration sowie die Etablierung informeller Beziehungen und Netzwerke zwischen Familien zu unterstützen
- Verankerung in der kommunalen Jugendhilfe

Familienzentren können einen wichtigen Beitrag dazu leisten ein regionales Netzwerk für Familien zu etablieren. Ein solches Netzwerk unterschiedlichster familienbezogener Institutionen könnte dabei helfen der Verinselung von Leistungen und Einrichtungen entgegenzuwirken, Synergieeffekte zu erzielen und ein abgestimmtes weitreichendes Angebot transparent verfügbar zu machen¹³.

Welche Aufgaben von Familienzentren wahrgenommen werden, hängt wie bereits erwähnt sehr von den lokalen sozialräumlichen Bedingungen ab. Ein Familienzentrum in einer Gegend, deren BewohnerInnen ein hoher sozioökonomischer Status und eine hohe Beschäftigungsquote auch unter Frauen auszeichnet, wird keine Angebote der Arbeitsvermittlung, stattdessen aber Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf anbieten. Unabhängig von der jeweiligen Angebotsstruktur hat sich gezeigt, dass es insbesondere die Beziehung zwischen den Fachkräften und den Eltern ist, die über den Erfolg und die Annahme von Maßnahmen mitentscheidet. Deshalb ist es geboten, dass Fachkräfte in die Lage versetzt werden möglichst gute Beziehungen zu Eltern und anderen Nutzern der insti-

¹² Vgl. Diller & Schelle, 2009:17ff; Preissing, 2011

¹³ Vgl. Diller & Schelle, 2009:25ff

tutionellen Angebote aufzubauen. Neben der Etablierung einer Erziehungspartnerschaft, gehört hierzu die Reflektion eigener Wertorientierungen, die Akzeptanz der von Eltern vertretenen Wertvorstellungen und Normen sowie ein Verständnis ihrer jeweiligen Lebenslagen.

Tabelle 1 gibt Auskunft über die Vielfalt potentieller Angebote und Handlungsfelder von Familienzentren.

Zielgruppe	Angebot
Kinder	<ul style="list-style-type: none"> • Säugling- & Krabbelgruppe • Angebote für U-3 • Förderangebote SGB VIII, § 22ff • Bildungsprojekte • Sprachförderung • Kreativitätsförderung • Therapeutische Angebote
Eltern	<ul style="list-style-type: none"> • Angebote zur Verzahnung von Familie und Institution • Einbindung der Eltern in die Bildungsprozesse ihrer Kinder • Unterstützung der Elternkompetenz (Präventive Elternbildungsangebote wie z.B. Triple-P, STEP, Kess) • Partizipation und Aktivierung freiwilligen bürgerschaftlichen Engagements z.B. im Rahmen eines Elternforums für den Stadtteil • Unterstützung der Eltern bei Problemlagen • Förderung informeller Kontakte zwischen den Eltern z.B. durch einen Elterntreffpunkt • Unterstützung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf • Lebenslagenspezifische Unterstützung (z.B. Haushaltsnahe Dienstleistungen, Nachholen von Schulabschlüssen, Sprachkurse)
Kinder & Eltern	<ul style="list-style-type: none"> • Säuglingspflege, Massagen etc. • Spielgruppen für Kleinstkinder • Bildungsangebote • Projekte zu lebenspraktischen Themen wie z.B. Ernährung, Bewegung • Exkursionen • Feste & Feiern
Gemeinwesen	<ul style="list-style-type: none"> • Stadtteilaktivitäten • Angebote teilweise offen für Nachbarschaftsfamilien • Aktivitäten mit Firmen und anderen Institutionen • Beteiligung am lokalen Bündnis

Tabelle 1: Angebote in Familienzentren nach Diller und Schelle, 2009:33

Die vielfältigen Angebote, die Familienzentren vorhalten und ihre konzeptionelle Ausrichtung, erweitern das Aufgabenspektrum der pädagogischen Fachkräfte und nehmen Einfluss auf ihr Rollenverständnis. So erlebt etwa die Elternarbeit einen erheblichen Bedeutungszuwachs und erfordert nicht

nur eine entsprechende Haltung, die von Anerkennung und Wertschätzung der Eltern geprägt ist, sondern verlangt unter Umständen von den Fachkräften die Übernahme von (erweiterten) Aufgaben in der Arbeit mit Erwachsenen. Daneben übernimmt Netzwerk- und Kooperationsarbeit eine gewichtige Funktion in der Etablierung und dem Betrieb eines Elternzentrums; eine Aufgabe, der zumeist Leitungskräfte nachgehen.

Netzwerkarbeit im Familienzentrum

Um ein breites und bedarfsgerechtes Angebot zu schaffen, ist die Vernetzung und Kooperation verschiedener Akteure des Sozialraums erforderlich. Betrachtet man die Kooperationen, die Familienzentren in der Praxis eingehen, zeigt sich eine große Bandbreite der Kooperationsformen hinsichtlich Anlass, Intensität, Dauer und institutioneller Verankerung¹⁴. Wenn Kooperation damit einhergeht eine integrierte Angebots- und Handlungsperspektive zu entwickeln, wie es für Familienzentren charakteristisch ist, sollten bestimmte Kriterien erfüllt sein:

- Ausarbeitung einer sinnstiftenden, einenden Idee
- Verständigung auf ein gemeinsames Konzept
- Definition eines klaren Auftrags
- Gleichberechtigung der Kooperationspartner
- Öffnung der eigenen institutionalisierten Positionen und Konzepte für Ideen der Partner
- Klärung von Zuständigkeits- bzw. Verantwortungsbereichen
- Verfügbarkeit zusätzlicher Ressourcen

Zu Beginn eines Kooperationsprozesses stehen zunächst die Erörterung und Thematisierung institutioneller Differenzen, in deren Verlauf zum Beispiel die jeweilige „Tradition“, die Finanzierungsstruktur, das Selbstverständnis oder professionelle Standards abgeglichen werden. Dieser Austauschprozess trägt dazu bei die eigene Perspektive auszubauen, bildet die Grundlage wechselseitigen Verstehens sowie der Herleitung gemeinsamer Ziele und Handlungsmodelle.

Kitas, die eine Veränderung in Richtung eines Familienzentrum anstreben, können sich mit vielfältigen weiteren Institutionen vernetzen. Nach Diller und Schelle kommen hierfür vor allem die folgenden Einrichtungen in Frage¹⁵:

- Familienbildung
- Erziehungsberatung
- Schuldnerberatung

¹⁴ Vgl. Diller & Schelle, 2009:48ff

¹⁵ Vgl. Diller & Schelle, 2009:52

- ASD/Jugendamt
- VHS
- Agentur für Arbeit
- Einrichtungen der Erwachsenenbildung
- Gesundheitsdienste
- Sozialdienste

Neben der Kooperation mit geeigneten Partnern müssen jedoch weitere Voraussetzungen gegeben sein, damit eine nachhaltige Netzwerkarbeit umgesetzt und in angemessenen Angeboten resultieren kann. So ist es etwa erforderlich, dass das Netzwerk Familienzentrum von kommunal-politischen Entscheidungsträgern unterstützt wird, nicht zuletzt um zusätzliche Ressourcen zu erschließen.

Familienzentren bilden gleichsam einen Knotenpunkt des sozialräumlichen Netzwerks zur Unterstützung von Familien, wobei die Kita als zentraler Ort der Vernetzung und Bündelung von Angeboten auftritt. Kitas nehmen also bei der Etablierung und Aufrechterhaltung von familienunterstützenden Netzwerken eine zentrale Rolle ein und neben dem Träger ist es in vielen Fällen die Leitung der Einrichtung, die hierfür Verantwortung übernimmt.

Löchtfeld spricht in diesem Zusammenhang von Netzwerkmanagement, wobei er unter Management einen in kommunikative Aushandlung eingebetteten Prozess versteht *„in dem Ziele gesetzt, Ablauf und Aufbau geplant und umgesetzt und die Zielerreichung anschließend kontrolliert wird.“*¹⁶

Aus dieser Definition lassen sich bereits einige Aufgaben ableiten, mit denen sich die Kita-Leitung als Netzwerkmanagerin konfrontiert sieht. So gilt es zunächst die eigenen Ziele zu klären, damit das Handeln eine bestimmte Richtung erhält, die notwendigen Informationen erhoben werden können und schließlich die erforderliche Motivation aufgebaut wird. Als ein hilfreiches Verfahren der Formulierung von Zielen wird des Öfteren die so genannte SMART-Strategie angeführt. Für die spätere Netzwerkarbeit ist es zudem hilfreich, wenn die Ziele von allen Kooperationspartnern geteilt werden, da so weniger Missverständnisse und Konflikte auftreten und die Umsetzung der kooperativ erarbeiteten Ziele wahrscheinlicher wird.¹⁷

Nachdem nun also die Kita ihre eigenen Ziele und Vorstellungen für ein zu etablierendes Netzwerk formuliert hat, ist der nächste Schritt die Auswahl und Suche potentieller Kooperationspartner unter der Leitfrage *„Welche Partner benötigen wir, die die erforderlichen Qualitäten und Ressourcen einbringen können, um unsere Ziele zu erreichen?“*. Um die zentralen Anliegen eines Familienzentrums zu realisieren, kommen die oben aufgeführten Kooperationspartner in Frage. Hierbei ist zu bedenken, dass ein Familienzentrum zwar die Teilnahme vielfältiger Einrichtungen erfordert um sein umfangreiches Angebot zu offerieren, doch wächst mit zunehmender Anzahl an Partnern der Koordinie-

¹⁶ Löchtfeld, 2008:183

¹⁷ Vgl. Löchtfeld, 2008:187f

rungs- und Abstimmungsaufwand. In der Praxis kann dieser Aufwand umgangen werden, indem sich bestimmte Institutionen zu Projektgruppen zusammenschließen um einzelne Maßnahmen umzusetzen¹⁸.

Nach der Definition der eigenen Ziele und der Bestimmung geeigneter Kooperationspartner, ist es sinnvoll diese zu treffen und eine gemeinsame Situations- und Interessenanalyse durchzuführen. Die Situationsanalyse zielt darauf ab, die verschiedenen Perspektiven der potentiellen Partner auf die gegebene sozialräumliche Situation den jeweils anderen offen zu legen und hierbei gemeinsame Schnittmengen bezüglich anvisierter Ziele zu erarbeiten. Bei der Interessenanalyse geht es darum die Werte und Interessen der diversen Einrichtungen und Personen zu ermitteln, die sich sowohl auf die Inhalte als auch die Form der Kooperation beziehen. Diese Informationen erleichtern es gemeinsame Ziele und Strategien zu entwickeln und mögliche Störquellen frühzeitig aufzudecken¹⁹.

Neben der Interessen- und Situationsanalyse, die unter Umständen schon im Vorfeld durchgeführt werden können, sind auf den ersten Netzwerktreffen vielfältige Aufgaben zu lösen bzw. Themen anzusprechen:

- Klärung der Ziele und Inhalte der Netzwerkarbeit
- Nutzen für die einzelnen Partner
- Form der Kooperation
- Informationstransfer
- Verfügbarkeit personeller, materieller und finanzieller Ressourcen
- Rollenverteilung im Netzwerk (Kordinator, Sprecher, Zentrale etc.)

Wichtig ist ferner eine angemessene Durchführung der ersten Veranstaltung, etwa indem ein klarer Ablauf vorliegt, der von einer Person moderiert wird und im Anschluss die zügige Weitergabe der erhobenen Informationen²⁰.

Sollte der Kita-Leitung die Rolle der Netzwerkkordinatorin zufallen, so gilt es verschiedene, herausfordernde Aufgaben wahrzunehmen. Die wohl wichtigste Aufgabe ist es sicherzustellen, dass die Partner von ihrer Teilnahme am Netzwerk profitieren indem die vereinbarten Inhalte und Ziele realisiert werden.

Dazu ist es unter anderem erforderlich:

- mit allen Akteuren im Austausch zu stehen
- Informationen aufzubereiten und an die entsprechenden Empfänger weiterzuleiten
- Herausforderungen erkennen und die daraus resultierenden Aufgaben den zuständigen Partnern übertragen

¹⁸ Vgl. Löchtfeld, 2008:189f

¹⁹ Vgl. Löchtfeld, 2008:191f

²⁰ Vgl. Löchtfeld, 2008:193f

- Prozess der Entscheidungsfindung und der Auswahl von Handlungsalternativen steuern
- Interessen der verschiedenen Akteure zusammenführen
- kontrollieren, ob die verschiedenen Aufgaben angegangen werden
- Zusammenkünfte organisieren
- Zielerreichung überprüfen

Die beschriebenen Aufgaben können natürlich auch an andere Personen, entweder aus dem Netzwerk selbst oder aber an MitarbeiterInnen der eigenen Organisation delegiert werden. Die Netzwerkkordinatorin bleibt jedoch für ihre Erledigung verantwortlich²¹.

Um den umfangreichen Aufgaben des Netzwerkmanagement gerecht werden zu können, bedarf es verschiedener Eigenschaften und Qualitäten. Hierzu zählen unter anderem Kooperations- und Kommunikationsfähigkeit, die Begabung Vertrauen aufzubauen und zu geben, Prozesse zu moderieren, Informationen weiterzugeben, motiviert und transparent zu arbeiten sowie unterschiedliche Partner miteinander in Kontakt zu bringen²².

Wie bereits angedeutet, ist es sinnvoll, wenn Netzwerkarbeit kontinuierlich einer Kontrolle unterzogen wird, die dazu dient Abweichungen vom geplanten Verlauf der Aufgabenumsetzung und Zielerreichung festzustellen und korrektiv einzugreifen. Neben der regelmäßigen Kontrolle bietet sich zudem eine Evaluation der Arbeit an, die sowohl am Ende eines Projektes als auch während des laufenden Vorhabens realisiert werden kann. Hier steht ein Reflektionsprozess im Mittelpunkt, der sich mit dem Ausmaß der Zielerreichung ebenso befasst wie mit der Qualität bzw. Zufriedenheit mit den Netzwerkstrukturen, der Koordination, Steuerung, Nachhaltigkeit, Effektivität sowie der Kommunikation oder auch mit zukünftigen Vorhaben²³.

Inklusion

Familienzentren mit ihrem Anliegen sozialpräventiv und –integrativ wirksam zu werden, verfolgen einen inklusiven Ansatz, der allen Kindern und Eltern Zugänge zu Bildung, Erziehung und Betreuung sowie ergänzenden sozialen Unterstützungsangeboten erschließt. Menschen mit niedrigem sozioökonomischem Status, Migrationshintergrund oder mit besonderen Bedürfnissen sollen Möglichkeiten der sozialen und kulturellen Teilhabe eröffnet werden. Inklusion bezieht sich hier also nicht mehr allein auf die Teilhabe von Kindern mit besonderen Bedürfnissen, sondern nimmt eben alle Menschen in ihrer Vielfalt, ausgestattet mit unterschiedlichen Lebensentwürfen, Problemen, Herkunft und Fähigkeiten in den Blick.

²¹ Vgl. Löchtfeld, 2008:194f

²² Vgl. Löchtfeld, 2008:196

²³ Vgl. Löchtfeld, 2008:197

Doch nicht nur Familienzentren bemühen sich inklusive Pädagogik umzusetzen; gegenwärtig sollen in allen Wohnvierteln inklusiv arbeitende Kitas bedarfsgerecht ausgebaut werden, so dass es Kindern mit und ohne besondere/n Bedürfnissen möglich wird innerhalb ihres unmittelbaren sozialräumlichen Umfeldes eine entsprechende „Einrichtung für alle Kinder“ zu besuchen²⁴. In diesem Sinn argumentieren Heimlich und Behr: *„Erst die Wohnortnähe des inklusiven Bildungsangebots gewährleistet den Transfer der inklusiven Arbeit in den Alltag von Kindern und Familien und leistet so einen Beitrag zur gesellschaftlichen Teilhabe“*²⁵. Inklusiv arbeitende Einrichtungen sind bemüht jedwede Form der Aussonderung zu vermeiden und stattdessen Heterogenität als Ansatzpunkt der pädagogischen Vorgehensweise zu betrachten.

In diesem Sinne verweist die Bezeichnung „Einrichtung für alle Kinder“ auf die Heterogenität die Gruppen von Kindern auszeichnen kann; heterogen können sie hinsichtlich vielfältiger Dimensionen sein²⁶:

- Ethnischer, kultureller, religiöser Hintergrund
- Soziale Lage
- Geschlecht
- Sprache
- Kognitive, sozial-emotionale und physische Fähigkeiten
- Entwicklungsverlauf

Dabei führen insbesondere soziale, kulturelle und Geschlechtsunterschiede ebenso wie sonderpädagogischer Förderbedarf zu erheblichen Benachteiligungen im Bildungsverlauf²⁷. Eine inklusive Arbeit elementarpädagogischer Einrichtungen kann hier ansetzen, denn *„ErzieherInnen können maßgeblich an der Herstellung von mehr Bildungsgerechtigkeit mitwirken und die Heterogenität der Kinder in erfolgreiche Bahnen lenken, wenn sie die vielschichtigen Formen sozialer Benachteiligung differenziert wahrnehmen, sozialräumlich vernetzt und fachlich kompetent handeln.“*²⁸ Die Vernetzung mit relevanten Kooperationspartnern zur Herstellung sozialräumlicher Unterstützungsstrukturen spielt also eine entscheidende Rolle um Inklusion gelingen zu lassen. Gerade im Hinblick auf Kinder mit besonderen Bedürfnissen ist die Kooperation mit Institutionen, die über diagnostische bzw. thera-

²⁴ *„Inklusive Kindertageseinrichtungen können als Bildungs- und Erziehungseinrichtungen definiert werden, die alle Kinder aufnehmen und in inklusiven Gruppen unterstützt durch multiprofessionelle Teams die selbstbestimmte soziale Teilhabe aller Kinder im Sinne inklusiver Bildung auf allen Einrichtungsebenen ermöglichen.“* (Behr & Heimlich, 2013:358)

²⁵ Heimlich & Behr, 2013:356

²⁶ Vgl. Sauter, 2010:147

²⁷ Vgl. Sauter, 2010:147

²⁸ Vgl. Sauter, 2010:155

peutische Kompetenzen verfügen, erforderlich, so diese nicht in der Einrichtung gegeben sind. Als weitere Kooperationspartner können die Folgenden genannt werden²⁹:

- Fachberatung
- Entscheidungsträger bzw. Gremien der Bildungs- und Sozialpolitik
- Diverse soziale Dienste

Daneben wird die Kenntnis der Lebenslage³⁰ der Kinder betont, da sie Ausgangspunkt ist um individualisierte und bedarfsgerechte Angebote zu entwickeln. Um Einblick in die Lebenslage der Kinder zu erhalten, ist es erforderlich die relevanten sozialräumlichen Bedingungen und Charakteristika zu kennen, wie z.B. die Erwerbs- und Infrastruktur sowie eine intensive Elternarbeit zu initiieren, die nicht nur das Wissen über die Lebenssituation der Familie erweitert, sondern Eltern als gleichberechtigte Partner anerkennt, beteiligt und unterstützt.

Leitungskräfte inklusiver Einrichtungen sehen sich verschiedenen Aufgaben gegenüber, wenn Inklusion gelingen soll:

- Herstellung eines bzw. Teilnahme an einem sozialräumlich vernetzten Unterstützungssystem (Kooperation)
- Intensive Elternarbeit
- Initiierung fachlicher Kompetenzen und einer „inkluisiven“ Haltung bei den pädagogischen MitarbeiterInnen der Einrichtung
- Einsatz für eine ausreichende materielle, finanzielle und personelle Ausstattung der Einrichtung

²⁹ Vgl. Heimlich & Behr, 2013:356

³⁰ „Mit dem Begriff Lebenslage wird die Lebenssituation von Menschen in biologischer, psychischer und sozialer Hinsicht beschrieben. Dadurch entsteht ein mehrdimensionales Konzept, um zu erfassen, was das Leben eines Menschen ausmacht.“ (Sauter, 2010:153, nach Holz, 2006)

4. Methoden und Aufgaben (Auswahl)

1. Bitte lesen Sie den Studienbrief und befassen Sie sich mit der Definition von Kooperation nach Kardorff. Welche Merkmale machen Kooperation aus? Notieren Sie diese in eigenen Worten. Falls Ihnen weitere Aspekte einfallen, notieren Sie diese ebenfalls.
2. Wo liegen Ihrer Meinung nach die Chancen und Schwierigkeiten von Kooperation und Netzwerkarbeit. Bitte skizzieren Sie Ihre Überlegungen und Erfahrungen stichpunktartig. Folgender Text kann hilfreiche Informationen bereitstellen.

Fialka, V. (2011). Handbuch Bildungs- und Sozialmanagement in Kita und Kindergarten. Freiburg i.B.: Herder, S.226-231

Hoffmann, C. & Rietmann, S. (2009). Networking. In Rietmann, S. & Hensen, G. (Hrsg.). Werkstattbuch Familienzentrum: Methoden Für Die Erfolgreiche Praxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.147-160

3. Analysieren Sie bitte den Sozialraum Ihrer Einrichtung und erörtern Sie mit welchen Institutionen, Vereinen oder Privatpersonen Ihre Einrichtung gegenwärtig kooperiert? Mit welchen weiteren Institutionen etc. wäre eine Zusammenarbeit sinnvoll? Warum? Bitte verschriftlichen Sie Ihre Überlegungen und diskutieren Sie sie mit den anderen Gruppenmitgliedern.

Fialka, V. (2011). Handbuch Bildungs- und Sozialmanagement in Kita und Kindergarten. Freiburg i.B.: Herder, S.218-219

Diller, A. & Schelle, R. (2009). Von der Kita zum Familienzentrum. Konzepte entwickeln – erfolgreich umsetzen. Freiburg: Herder, S.62-75

4. Bitte erarbeiten Sie gemeinsam in ihrer Gruppe welche Veränderungen der Lebensbedingungen von Familien eine veränderte Angebotsstruktur auf Seiten der Kitas bzw. Familienzentren erforderlich machen und welche Konsequenzen dies für die konkrete pädagogische Arbeit hat. Lesen Sie dazu bitte den unten aufgeführten Text und beschreiben Sie eigene Erfahrungegn.

Beispiel: Pluralisierung der Lebenslagen erfordert individualisierte Förderung, die wiederum unter anderem Beobachtung und Dokumentation erfordert.

Diller, A. & Schelle, R. (2009). Von der Kita zum Familienzentrum. Konzepte entwickeln – erfolgreich umsetzen. Freiburg: Herder, S.15-27

5. Diskutieren Sie in Ihrer Gruppe die Vorzüge von Familienzentren und fertigen Sie bitte dazu ein Mind-map auf dem Whiteboard an. Folgender Text kann Ihnen hierbei hilfreich sein.

Diller, A. (2005). Eltern-Kind-Zentren. Die neue Generation kinder- und familienfördernder Institutionen. München: DJI, S.2-7

6. Bitte überlegen Sie welche konzeptionellen Unterschiede zwischen ihrer Einrichtung und einem Familienzentrum bestehen. Fertigen Sie dazu bitte ein Mind-map auf dem Whiteboard an und tauschen Sie sich in ihrer Gruppe aus.

Diller, A. & Schelle, R. (2009). Von der Kita zum Familienzentrum. Konzepte entwickeln – erfolgreich umsetzen. Freiburg: Herder, S.15-27

7. Stellen Sie sich vor ihre Kita würde sich aufmachen auf den Weg zum Familienzentrum. Was wäre zu beachten? Wie würden Sie vorgehen? Bitte lesen Sie hierzu die unten aufgeführten Texte und entwickeln Sie ein Ablaufschema.

Meinsen, S. (2008). Von der Betreuungseinrichtung zum Familienzentrum. Den Wandel erfolgreich gestalten. In Rietmann, S. & Hensen, G. (Hrsg.). Tagesbetreuung im Wandel. Das Familienzentrum als Zukunftsmodell. (2. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.169-181

Welzien, S. (2006). basiswissen kita: Familien stärken – von der Kita zum Familienzentrum. Sonderheft von „kindergarten heute – Fachzeitschrift für Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern“, Freiburg i.B.: Herder

8. Bitte lesen Sie den unten aufgeführten Text und tauschen Sie sich in ihrer Gruppe über offene Fragen aus. Tragen Sie anschließend gemeinsam die wichtigsten Aufgaben und Schwierigkeiten des Netzwerkmanagements in Familienzentren zusammen.

Löchtefeld, S. (2008). Netzwerkmanagement im Familienzentrum. In Rietmann, S. & Hensen, G. (Hrsg.). Tagesbetreuung im Wandel. Das Familienzentrum als Zukunftsmodell. (2. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.183-202

9. Bitte lesen Sie den unten aufgeführten Text und erörtern Sie gemeinsam mit ihren Gruppenmitgliedern in welcher Weise Sie in Ihren Einrichtungen mit Heterogenität zu tun haben. Welche Aufgaben, Chancen und Schwierigkeiten ergeben sich daraus? Bitte notieren Sie Ihre Überlegungen.

Sauter, S. (2010). Heterogenität – Chancengleichheit im Kindergarten?“. In Neuß, N. (Hrsg.). Grundwissen Elementarpädagogik. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Berlin: Cornelsen, S.147-158

10. Diskutieren Sie in ihrer Gruppe die Vorzüge inklusiver Elementarpädagogik. Lesen Sie dazu bitte den Studienbrief und die unten aufgelisteten Texte.

Heimlich, U. & Behr, I. (2013). Inklusive Bildung. In Fried, L. & Roux, S. (Hrsg.). Handbuch Pädagogik der frühen Kindheit. (3. Auflage). Berlin: Cornelsen, S.216-220

Heimlich, U. & Behr, I. (2013). Inklusive Institutionen. In Fried, L. & Roux, S. (Hrsg.). Handbuch Pädagogik der frühen Kindheit. (3. Auflage). Berlin: Cornelsen, S.355-366

11. überlegen Sie bitte welche Veränderungen in der Arbeit Ihrer Einrichtung stattfinden müssten, damit man Sie als inklusiv bezeichnen könnte. Welche Gründe liegen Ihrer Meinung nach vor, die Inklusion an ihrer Einrichtung erschweren bzw. verhindern.

5. Projektideen

- Führen Sie eine umfassende Sozialraumanalyse Ihrer Einrichtung durch und erarbeiten Sie welche Akteure für Sie als Kooperationspartner für verschiedene Vorhaben relevant sein könnten. Beginnen Sie in Absprache mit dem Träger Ihrer Einrichtung den Aufbau eines Netzwerks, so dies gewollt ist.

Diller, A. & Schelle, R. (2009). Von der Kita zum Familienzentrum. Konzepte entwickeln – erfolgreich umsetzen. Freiburg: Herder, S.62-75

- Falls die Einrichtung in der Sie gegenwärtig arbeiten sich zum Familienzentrum weiterentwickeln soll, beteiligen Sie sich an der Planungs- und Vernetzungsarbeit.

Meinsen, S. (2008). Von der Betreuungseinrichtung zum Familienzentrum. Den Wandel erfolgreich gestalten. In Rietmann, S. & Hensen, G. (Hrsg.). Tagesbetreuung im Wandel. Das Familienzentrum als Zukunftsmodell. (2. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.169-181

Welzien, S. (2006). basiswissen kita: Familien stärken – von der Kita zum Familienzentrum. Sonderheft von „kindergarten heute – Fachzeitschrift für Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern“, Freiburg i.B.: Herder

Diller, A. & Schelle, R. (2009). Von der Kita zum Familienzentrum. Konzepte entwickeln – erfolgreich umsetzen. Freiburg: Herder, S.56-125

6. Quellenverzeichnis & Literaturhinweise

Böllert, K. (2008). Zauberwort Vernetzung? Strukturelle Rahmenbedingungen von Familienzentren. In Rietmann, S. & Hensen, G. (Hrsg.). Tagesbetreuung im Wandel. Das Familienzentrum als Zukunftsmodell. (2. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.59-68

Fialka, V. (2011). Handbuch Bildungs- und Sozialmanagement in Kita und Kindergarten. Freiburg i.B.: Herder

Gerstacker, R. (2000). Eltern und Profis gemeinsam. Netzwerk Familienzentrum minimaxi. Seelze: Kallmeyersche Verlagsbuchhandlung

Heimlich, U. & Behr, I. (2013). Inklusive Bildung. In Fried, L. & Roux, S. (Hrsg.). Handbuch Pädagogik der frühen Kindheit. (3. Auflage). Berlin: Cornelsen, S.216-220

Heimlich, U. & Behr, I. (2013). Inklusive Institutionen. In Fried, L. & Roux, S. (Hrsg.). Handbuch Pädagogik der frühen Kindheit. (3. Auflage). Berlin: Cornelsen, S.355-366

Hoffmann, C. & Rietmann, S. (2009). Networking. In Rietmann, S. & Hensen, G. (Hrsg.). Werkstattbuch Familienzentrum: Methoden Für Die Erfolgreiche Praxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.147-160

Kobelt Neuhaus, D. (2011, 19.10). Antworten auf gesellschaftliche und familiäre Fragen im Sozialraum. Vortrag gehalten im Rahmen der Vortagsreihe „Early Excellence – Zentren für Kinder und ihre Familien“ im Wintersemester 2011/2012 an der Justus-Liebig-Universität Gießen

Löchtefeld, S. (2008). Netzwerkmanagement im Familienzentrum. In Rietmann, S. & Hensen, G. (Hrsg.). Tagesbetreuung im Wandel. Das Familienzentrum als Zukunftsmodell. (2. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.183-202

Meyer-Ullrich, G., Schilling, G. & Stöbe-Blossey, S. (2008). Der Weg zum Familienzentrum – Eine Zwischenbilanz der wissenschaftlichen Begleitung. Berlin: Pädagogische Qualitätssysteme gGmbH

Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.).(2008). Wege zum Familienzentrum Nordrhein-Westfalen. Eine Handreichung. Düsseldorf: MGFFI

Rietmann, S. & Hensen, G. (Hrsg.).(2008). Tagesbetreuung im Wandel. Das Familienzentrum als Zukunftsmodell. (2. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Rietmann, S. & Hensen, G. (Hrsg.).(2009). Werkstattbuch Familienzentrum: Methoden Für Die Erfolgreiche Praxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Pesch, W. (2007). Kooperation im Sozialraum. In Ellermann, W. (Hrsg.). Organisation und Sozialmanagement für Erzieherinnen und Erzieher. Berlin: Cornelsen, S.116-124

Preissing, C. (2011, 10.11). Familienfreundliche Netzwerke für den Alltag der Kitas. Vortrag gehalten beim Fachtag „Kinder- und Familienzentren“ der Karl Kübel Stiftung, Hamburg

Sauter, S. (2010). Heterogenität – Chancengleichheit im Kindergarten?“. In Neuß, N. (Hrsg.). Grundwissen Elementarpädagogik. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Berlin: Cornelsen, S.147-158

Wagenblass, S. (2006). Familien im Zentrum – öffentliche Erziehung und Bildung zwischen Angebot und Nachfrage. Gutachten erstellt im Auftrag der Bertelsmann Stiftung. Münster: Bertelsmann Stiftung

Welzien, S. (2006). basiswissen kita: Familien stärken – von der Kita zum Familienzentrum. Sonderheft von „kindergarten heute – Fachzeitschrift für Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern“, Freiburg i.B.: Herder